N12<527804596 021
LS
ubTÜBINGEN

Ottacamand auf den Nilagiris im Jahr 1859.

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

Karl T. E. Rhenius.*)

Als in Halle die Lust zur Mission mehr und mehr auf die Neige gieng, fand Gott eine andere Bildungsstätte für Lehrer des Tamilvolkes. Ein böhmischer Weber, Jenjk, um des Glaubens willen nach Berlin vertrieben, sollte durch seine zwei Söhne, die aus Webern erst Schulmeister, dann Prediger wurden, ein großer Segen auch für fremde Länder werden. Der eine, Joh. Jänicke (1748—1827), hatte während der Zeit des dürrsten Unglaubens das Panier des Gekreuzigten in der Hauptstadt der deutschen Zeitbildung hoch einherzutragen, während sein jüngerer Bruder, Jos. Daniel Jänicke, über Halle den Weg in die Tamil-Mission fand und dort (1788—1800) in kurzer Arbeitszeit schöne Früchte ernten durfte. Der redliche John (in Indien 1771—1813) hatte damals durch Schulanstalten sich dem Zeitgeist etwas anbequemt; Jänicke dagegen suchte energischer einzugreifen und zunächst den Gemeinden in Tinneweli aufzuhelfen, die sonst dem Landprediger überlassen waren. Er durfte dort dreimal (1790, 1794, 1800) nachhaltig wirken; mit Wehmuth sah er, wie ganze Volksmassen sich hie und da um ihn drängten und ihn begleiteten, wenn er weiter gieng. „Es ist große Hoffnung," berichtete er, „daß das Christenthum einst im Tinneweli-Distrikt blühen wird." Das Dschangalfieber, das er sich daselbst geholt, raffte ihn vor der Zeit hinweg;

*) Memoir of C. T. E. Rhenius. By his son. London 1841. Histoire de la Mission de Tinnevelli par P. P. Schaffter. Bâle 1844. The Tinn. Mission, by G. Pettitt, 1851. Dazu eigene Erinnerungen, Briefe ꝛc.

aber Gericke, der ihn auf der letzten Reise begleitet hatte, durfte noch eine Menge Christen in jener Provinz sammeln und in mehr als einem Dorf etliche Hunderte zumal taufen (1802), ehe auch er seinen Lauf vollendete (1803), der letzte der bedeutenden Missionare des 18. Jahrhunderts.

Während der jüngere Bruder in der Gluth des südlichsten Indiens seinen Rest von Kraft verzehrte, fand Johann Jänicke bei sieben gottesfürchtigen Jünglingen, die in seiner böhmischen Kirche erweckt worden waren, eine Bereitwilligkeit zum Dienst am Reiche, die ihn ermuthigte, sie für die Mission zu erziehen. Es war im Jahr 1800. Einfachen, zum Theil aber reich begabten Handwerkern wurde die Hand zu weiterer Ausbildung geboten; der Vater nahm sie, wo er sie fand, aus verschiedenen Kirchenparteien und trat sie auch, wie sich Gelegenheit bot, an verschiedene Kirchen und Gesellschaften ab, zum Dienste in Afrika und Asien, wie unter Israel. Dem Tamilvolke hat er die Männer Schreyvogel, Schnarre, Rhenius und Bärenbruck zuzuschicken die Freude gehabt. Der Westen Afrika's hat durch ihn Renner, Butscher und Nyländer, der Süden die beiden Albrecht, Schmelen, Pacalt ꝛc., die Insel Celebes ihren Riedel, China endlich seinen Gützlaff erhalten. Wie hat doch Gott den bescheidenen Mann mit seinen dürftigen Mitteln so reichlich gesegnet! Der Glaube ists allein, der das bewirkte.*)

Rhenius (geboren 1790) war der Sohn eines preußischen Offiziers, der frühe starb und ihn einer zärtlichen Mutter und einem frommen Onkel zur Erziehung hinterließ. Während Karl dem Onkel in Bestellung seines Guts Bachmann an die Hand gieng, trat durch die christliche Umgebung, in welche er versetzt wurde, die Verwahrlosung seines Herzens ihm in ein helles Licht; der nüchterne, fleißige, aufgeweckte Jüngling fand, daß er siebenzehn Jahre ohne Gott in der Welt gewesen sei, und warf sich — erst unter Zweifeln an der Gottheit Christi, bald aber rückhaltslos — in die Arme des Heilandes, der ihm nach herrnhuterischer Weise in aller Einfalt verkündigt wurde. Das Lesen von Missionsnachrichten weckte 1810 in ihm den Gedanken, den Heiden das Evangelium zu bringen; allein lange fand er sich gar zu elend für ein solches Amt. In fortgesetztem Gebet wurde ihm sein Ruf zur Gewißheit. Niemand als seinem

*) Johann Jänicke von K. F. Ledderhose und G. Knak. Berlin 1863.

Onkel vertraute er sich völlig an, um nicht zurückgehalten zu werden; da Jänicke willig war, ihn aufzunehmen, besuchte er auf dem Wege nach Berlin (1811) noch einmal seine Mutter. Er redete nur von theologischen Studien, die er machen wolle; sie aber beschwor ihn unter Thränen: „Karl, geh nur nicht übers Meer!“ und er konnte blos antworten: „Aber, liebe Mutter, was soll ich machen, wenn Ers verlangt?“ Er hat sie nicht mehr gesehen, so innig er sie liebte.*) Nach fünfzehnmonatlichem Studium wurde er in Berlin ordinirt (7. August 1812), setzte dann sein Studium bei dem

---

*) Als ein Beitrag zur Charakteristik jener Zeit möge hier ein Brief des seligen Jung Stilling stehen, der sich unter Rhenius Papieren fand. „Karlsruhe, 28. August 1811. Mein theuerster und innigst geliebter Bruder Ihr Brief hat mich sehr gefreut; der Herr lasse Sie in Ihrem wichtigen Beruf zu Seiner Ehre und zum Heil vieler armer Heiden gedeihen. Er segne Sie überschwenglich in jeder Hinsicht. — Was aber nun den Hauptpunkt Ihres Briefs, die Wiederbringung aller Dinge, betrifft, so bediene ich mich ihrer nicht als eines Lehrpunkts, sondern nur da, wo es die Ehre Gottes und die Vertheidigung der Wahrheit erfordert; übrigens läßt man die Sache beruhen. Soviel ist aber gewiß, daß in der ganzen Bibel keine Stelle gefunden wird, die der Wiederbringung widerspricht. Denn alle hebräischen und griechischen Wörter, die man durch Ewigkeit übersetzt, zeigen nirgends eine unendliche Zeit an, sondern eine sehr lange von unbestimmter Währung; nichts ist unendlich als Gott und seine Seligkeit; wer daran Theil nimmt, der hat auch unendlichen Genuß; Engel und Geister leben unendlich, weil ihr Lebensprincip aus Gott ist. Alle Sprüche, die Sie anführen, beweisen nichts gegen mich. Was die Sünde gegen den heiligen Geist betrifft, so soll ein solcher Sünder keinen Theil haben am Reich Christi auf Erden; eben dieser Spruch beweist, daß in jener Welt doch noch Vergebung möglich ist. Die Worte Christi: 'Da ihr Wurm nicht stirbt', wollen nur soviel sagen, daß die Qual ohne Zwischenruhe, ohne Erleichterung fortdauern werde bis zum Ziel (1 Kor. 15, 28), wo auch der letzte Feind, der zeitliche und ewige Tod aufgehoben und Gott Alles in Allen in Allem sein wird — —. Disputiren Sie ja nicht über diesen Punkt, lieber Bruder, er ist kein Glaubensartikel, jeder kann davon glauben, was er will. Nur verurtheile keiner den andern. Laß uns im einzig Nöthigen nur treu und eines Sinnes sein, so bleiben wir in der Einigkeit des Geistes, die so unaussprechlich wichtig ist. Der Geist des Vaters und des Sohnes sei das Element Ihres Lebens und Wirkens! Ewig Ihr treuer Bruder Jung Stilling.“ Gegen alles Reden über Rettungsaussichten für Gestorbene verhielt sich Rhenius (wie Vater Jänicke) sein Leben lang streng ablehnend. Er wollte in Nichts über das geoffenbarte Wort hinausgehen und ließ auch leise theosophische Andeutungen, wie sie von süddeutschen Brüdern gewagt wurden, nie an sich kommen.

frommen T. Scott in England fort, wo er mit vielen tausend Christen sich zum Gebete vereinigte, daß das Parlament endlich Indien für die Mission öffnen möge, und freute sich der gnädigen Erhörung. Am 4. Februar 1814 verließ er London, um mit seinem Bruder Schnarre die erste indische Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft zu gründen. Er trat jedoch nicht in die englische Kirche (wie das lutherische Missionsblatt 1857, S. 50 behauptet), sondern wollte als Prediger „der evangelisch-lutherischen Kirche" jener Gesellschaft dienen. Dieselbe hatte bis dahin (seit 1804) nur in Westafrika mit zwölf Jänickeschen Zöglingen, in Australien mit drei Engländern ihr Werk betrieben. Jetzt sollte nach dem Wunsche von Miss. John in Trankebar, mit der Schularbeit im Tamillande ein neuer Anlauf genommen werden.

Als die beiden (Juli 1814) in Madras landeten, war die erste Nachricht, der alte John sei bereits gestorben, und Freund Jacobi, der ihnen vorangeeilt war, Tandschaur zu verstärken, habe sich durch übertriebenes Studium der Sprache, da er in der heißen Zeit durch nasse Tücher sich kühl erhielt, einen frühen Tod zugezogen. In Trankebar, wohin die Schulen sie riefen, fanden sie die beiden Missionare Kämmerer und Schreyvogel, von denen jener bereits 25 Jahre im Amte stand. Er war ein Mann der Aufklärung, der die Moral der heidnischen Dichter auf der Kanzel nett auszulegen und nach verschiedenen Seiten hin zu vervollkommnen sich angelegen sein ließ, übrigens „den Weisen von Nazareth" auch hochachtete; er konnte es nicht lassen, schon nach wenigen Tagen die begeisterten Neulinge mit ihren Reden vom Heiland und von der Versöhnung, mit ihrem lodernden Strohfeuer, ihrem Gebets- und Bekehrungseifer gutmüthig aufzuziehen. Derselbe Mann hat dann (1820) die Landgemeinden um Trankebar an die christliche Erkenntnißgesellschaft abgetreten und 1824 selbst mit darauf angetragen, daß die Mission als Bekehrungsanstalt aufhören solle. Auf seinem Todtenbette (1837) soll er noch den HErrn gefunden und sein verlorenes Leben (48 Jahre in Indien!) bitter beklagt haben. Rhenius hat ihm wenigstens ein unumwundenes Zeugniß abgelegt, ehe er mit schwerem Herzen, doch unerschütterlichem Entschlusse, dem „todten" Trankebar den Rücken kehrte. Der geduldige Schnarre suchte sich längere Zeit dort nützlich zu machen, ohne viel ausrichten zu können; er starb schon 1820.

Das große Madras fieng nun an, Missionare anzuziehen, da die wenigen deutschen Arbeiter der älteren Gesellschaft, Rottler und Päzold, sich kaum zutrauen konnten, den Ansprüchen dieses Feldes zu genügen. Der alte Rottler (er starb 1836 nach 60jährigem stillem Wirken) war froh an energischen Mitarbeitern, die ihm gern unter die Arme griffen. Er stand eigentlich in keinem officiellen Verhältniß zu irgend einer Missionsgesellschaft mehr, sondern bezog einen Regierungsgehalt für seine Aufsicht über das militärische Waisenhaus. Als dann Päzold 1817 starb, übergaben die zwei überlebenden Missionare der christlichen Erkenntnißgesellschaft, Pohle in Tirutschinapalli (gest. 1818) und Kohlhoff in Tandschaur, die ganze Mission mit den Geldern, welche Gericke und Schwartz derselben hinterlassen hatten (jedenfalls an 300,000 Rupien), dem englischen Kommittee, d. h. den Kaplanen der Regierung, welche seit der Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Kompagnie einen Erzdiakon in Madras und einen Bischof in Kalkutta über sich hatten; und die christliche Erkenntnißgesellschaft trat diese Mission nach einigen weiteren Wechseln (1826) an die „Ausbreitungsgesellschaft" ab, unter deren Auspicien das gesammte Erbe der hallischen Pietisten auf indischem Boden allmählich in die Hände eifrig hochkirchlicher Engländer übergieng, nachdem erst die wenigen fügsamen Deutschen vollends abgestorben waren.

Es braucht demnach keine Erklärung, warum wohl Rhenius nicht dazu kam, an die 100jährige Tradition der dahinsiechenden deutschen Mission anzuknüpfen; ihre Früchte trugen nichts Lockendes an sich. Ihre Tamilchristen schienen zäh und träg, durch Almosen und Kastenbrauch verwöhnt, auf den Außenstationen nach langer Vernachlässigung geradezu Todtengebeinen vergleichbar. Gieng man ihnen mit Gottes Wort zu Leibe, so sagten sie bald: „Ja, das muß man thun;" aber nach Erfahrungen von der Gnade der Sündenvergebung suchte Rhenius vergebens. Ihm lag es an, einen neuen Grund zu legen; so unterrichtete er wohl auch die Christen, die in der Nähe seines Hauses wohnten, warf sich aber mit aller Energie auf die Heidenmassen, die ihn umringten, und beschloß früh, den Hindu's ein Hindu zu werden. Wie hat er da so treulich Schule um Schule errichtet, von Anfang an den Kastenunterschied darin beseitigt, und durch regelmäßigen Besuch und Nachhilfe bei den Lehrern Leben eingeführt und gepflegt; wie unermüdlich reiste er zugleich ins Innere, wo

immer sich eine Thüre aufthat, namentlich unter die Dschaina's in Tschittambur, bei denen er freundliche Aufnahme fand. Er verband bald das Studium des Telugu mit dem des Tamil, und so finden wir ihn denn frühe im regsten Verkehr mit Leuten aller Klassen, mit Brahmanen, Sektenhäuptern und Großen, wie mit den Geringsten und Aermsten, immer heiter und offen, lauter durch und durch, stets voller Hoffnung und durch Enttäuschungen nicht verbittert. Ueberall knüpft er mit Leichtigkeit an das Gute an, das er vorfindet, und hält doch nie mit dem Zeugniß der vollen Wahrheit zurück. Was ihn stärkt, wenn in der Nähe sich noch wenig Frucht zeigen will, das ist der Aufschwung, den die Reichssache in Südafrika, in der Südsee und da und dort in Europa gewinnt; er schließt sich darum an alle Brüder an, welche Farbe sie auch tragen mögen, an fromme Kaplane, an die Londoner Loveleß und Knill, wie an die weiter nachrückenden Missionare verschiedener Kirchenparteien, und er darf es erfahren, es regt sich ein neues Leben.

Ueber die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, konnte keine Täuschung aufkommen. Gouverneur Elliot, der ihm gewogen war, äußerte einmal gegen ihn: „Freilich, die Europäer sind die größten Feinde, die Sie haben!“ Was mußte auch Rhenius noch alles mit ansehen von dem Vorschub, der dem Heidenthum durch die ängstliche Regierung geleistet wurde, wie z. B. in Kantschipuram dem Götzen vom christlichen Beamten Geschenke überreicht, die Volksmassen zum Ziehen des Götzenwagens von Amtswegen gezwungen wurden; wie man sich vor der freien und doch sehr unzudringlichen Predigt fürchtete, die der Missionar an diesem Orte unternahm; wie man sich wunderte, daß sie zu keinem Aufstand geführt habe ꝛc. Rhenius muß immer einen Paß holen, um ins Innere zu reisen; derselbe wird ihm auch zuweilen verweigert.*) Auch der freundlichgesinnte Gouverneur war doch von dieser Kompagniepolitik so eingenommen, daß er die Zustimmung zum Bau einer Kirche in der schwarzen Stadt zurücknahm, weil die Heiden dagegen eine Bittschrift einreichten; Rhenius mußte zwei Jahre harren, ehe er den Grundstein legen durfte!

*) Immerhin gieng die Furcht vor dem Christenthum bei den englischen Behörden nie so weit wie bei den niederländischen in Java, welche sogar Missionaren, wenn sie Batavia verließen, um ins Innere zu dringen, die Taschen durchsuchen ließen, um ihnen etwa mitgeführte Traktate abzunehmen.

Zur Lebensgefährtin wählte er (1816) eine Holländerin; einen Mitarbeiter bekam er (August 1817) an dem Jenenser Theologen Bernh. Schmid. Dieser war seinem jüngeren, im Glauben fester gegründeten Bruder Gottlieb (Deocar), der sich der kirchlichen Mission für den Dienst in Bengalen angeboten hatte, in der Absicht gefolgt, wenn nicht durch Predigt, doch durch Jugendunterricht sich in der Mission nützlich zu machen. Als die beiden Brüder auf der Durchreise in Madras landeten, wußte Rhenius wenigstens den einen bei sich fest zu halten, durch brüderliche Zusprache aus seinem noch anklebenden Nationalismus einigermaßen herauszureißen, und — wenn sein häufiges Kopfweh ihn nicht hinderte — in den Schulen zweckmäßig zu verwenden. Wo er nur konnte, zog er Verstärkung an sich, und so brachte er (November 1817) eine Bibelgesellschaft zu Stande, an deren Stiftung außer Europäern auch Brahmanen, Sudras und Pareier sich betheiligten. Ihm schwebte das Beispiel der Sirampurer vor; wie sie, sah er nicht ein, warum nicht irgend welche Kräfte herbeigezogen werden sollten, dem Fortschritt in der stagnirenden indischen Gesellschaft aufzuhelfen. Im Verein mit allerhand Europäern und Farbigen stiftete er sodann (September 1818) eine Traktatgesellschaft, welche die unsektirerischen Grundsätze der englischen Mutter völlig theilte.

Darüber erhob sich nun eine neue Schwierigkeit. Die hallischen Missionare waren allmählich von ihren englischen Gönnern daran gewöhnt worden, vor dem Geist der Hierarchie, wie er in der Partei der Hochkirche lebt, sich zu bucken. Ein Missionar, der Dissenter-Gottesdienste besuchte, wäre dort unbedingt entlassen worden. Die neuernannten Kirchenfürsten waren aber bereits darauf aus, ihre Macht zu befestigen und zu erweitern. Schon 1819 erbot sich Bischof Middleton sehr freundlich gegen Rottler, ihn zu ordiniren, worauf aber der Greis trocken antwortete: „ich bin schon ordinirt." Es wurde immer klarer, daß mit der Einsetzung eines Bischofs die Stellung der deutschen Arbeiter in Indien wesentlich verändert worden war. Sie konnten kaum mehr hoffen, Landprediger zu ordiniren, wie Pohle sammt Kohlhoff und Satyanaden noch 1811 vier Eingebornen die Hände aufgelegt hatte; ob sie Engländern die Sakramente spenden durften, sollte bald genug fraglich werden. So lang sie freilich dem Bischof und Erzdiakon kanonischen Gehorsam leisteten, konnten sie in dieser Uebergangszeit wichtige Dienste thun; sie moch-

ten die Heerden aus den Heiden sammeln und mit der Zeit dieselben an anglikanische Hirten überlassen. Daher war man geneigt, sie zu schonen. Aber Eines durfte nicht zugegeben werden, daß sie nämlich nach Art der Bibel- und Traktatgesellschaft oder der großen Londoner Mission mit verschiedenen Kirchenparteien sich auf gleichen Fuß stellten und das Werk als ein allen Protestanten gemeinsames betrieben. Das aber war eben Rhenius Sinn; und er genoß bereits ein solches Ansehen bei den Brüdern, daß von seinem außerordentlichen Organisirungstalent noch weitere Schritte in dieser Richtung erwartet werden mußten. Sein Landsmann Bärenbruck war 1818 zu ihm gestoßen. Der Däne Haubroe (in Indien 1819—30), welcher zunächst die Weperi-Mission zu erneuern sich bestrebte, schloß sich mit großer Entschiedenheit an Rhenius an, nachdem dieser erst ihn zum Lamme Gottes gewiesen hatte. Die Basler Winkler und Kindlinger aber landeten 1820 in den nahen holländischen Orten Pulikat und Sadras, um dort im Dienste der niederländischen Gesellschaft zu missioniren. So drohte sich ein neuer Kompler von deutschen Arbeitern in und um Madras zusammenzuthun, der verbündet mit den englischen Dissentern der aufstrebenden Kirchenmacht noch zu schaffen machen konnte. Darüber kam es denn (seit Mai 1819) zu unangenehmen Verhandlungen mit dem Kommittee. Dieses fürchtete sich besonders vor der freien Thätigkeit seiner Missionare in Bezug auf Traktate und andere Kundgebungen durch die Presse, welche für die allianzliche Denkweise ihrer Arbeiter werben könnten; daher den Missionaren vorgeschrieben wurde, nichts zu veröffentlichen, was nicht die Censur des Lokalkommittees in Madras passirt hätte. Dagegen protestirten die Missionare aufs entschiedenste. Rhenius hielt es für rein unmöglich, im Segen zu missioniren, wenn nicht die Jünger Christi dem Feinde als ein engverbundenes Häuflein gegenüberständen. Er war schon daran, nach Europa zurückzukehren, als sich ihm noch der Ausweg öffnete, seine Gaben in Tinneweli zu verwenden. Fast gebrochenen Herzens schied er (2. Juni 1820) von Madras und begab sich auf das neue Feld, wiederholt getröstet durch das Wort: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren."

Von deutschen Kritikern eines spätern Geschlechts hat Rhenius manche ungerechte Beurtheilung erfahren, natürlich schon wegen seines kirchlichen Standpunkts. Dieser war der unkonfessionelle, allianzliche,

wie er den Frommen jener Zeit überhaupt eignete; seine innerste Herzenstheologie kann im Allgemeinen als die der Brüdergemeinde bezeichnet werden. Mit wahrer Freude begrüßte er das Werk der Union in seinem Vaterlande; sie schien ihm ein Schritt weiter zur Vereinigung aller Christen in herzlicher Liebe. Er hat darüber später (1823) auch seinem Könige einige Gedanken mitzutheilen gewagt, in denen er einerseits vor dem Dringen auf Gleichförmigkeit warnt, andererseits die Nothwendigkeit einer mäßigen Kirchenzucht betont. Daß sein „guter alter König" zuletzt noch die treuen Lutheraner verfolgen konnte, hat ihn mit tiefem Schmerz erfüllt, obgleich er selbst der lutherischen Sakramentslehre, als welche bei Gemeinden aus den Heiden so leicht auf ein magisches Extrem gesteigert werde, sich mehr und mehr entfremdete und zu reformirten Anschauungen hinneigte. Als Theolog muß er daher bei den Konfessionellen flach heißen, und zwei der besonderen Ziele, die er schon in Madras verfolgte, sind der Art, daß sie bei den wissenschaftlichen Missionaren unserer Tage keine Gnade finden. Einmal, daß er die Kaste aus der Tamil-Kirche verbannen wollte, weil er ihren tödtenden Einfluß überall vor Augen hatte; sodann, daß er sich an die Verbesserung der Fabricius'schen Bibel wagte. Hierüber ein paar Worte.

Dem Ursprung des Kastenunterschieds hat Rhenius nach seiner Art und mit den ihm zu Gebot stehenden Mitteln fleißig nachgespürt und doch wenig Haltbares zu Tage gefördert. Daß er aber die Läßigkeit, mit der die Hallenser zuletzt diese Sache behandelten, scharf tadelte, daß ihn der doppelte Abendmahlskelch in Trankebar empörte, daß er sich vor den Autoritäten Schwartz u. s. w. nicht unbedingt beugte, das loben wir an ihm.*) Ebenso lobenswerth ist die Art und Weise, wie er der Kaste entgegenarbeitete. Er redete, schrieb, zeugte mit allen seinen Handlungen gegen das

*) So hat er herzlich lachen können, wenn die alten Brüder von Tandschaur sogar für das Leben ihrer Bekehrten fürchteten, falls solche veranlaßt würden, die Kaste zu brechen; und das weil einmal ein bekehrter Sudra sich erbrach, nachdem er das erste Fleisch gekostet. Wenn Heiden Muhammedaner werden, höre man ja nichts von so gefährlichen Folgen. Und daraus, daß die Brüder einen sonst guten Pareia-Katechisten entließen, weil er einmal von Aas genossen, zog er sich die Lehre, allen Angebereien dieser Art sein Ohr möglichst zu verschließen, da der Missionar augenscheinlich anderes zu thun habe, als über die Küche seiner Untergebenen zu wachen.

tief eingewurzelte Uebel; aber er hat nie zum starren Gesetz, zu scharfem Befehl seine Zuflucht genommen. Daß er der Kaste schon 1815 in seinen neueröffneten Schulen keinen Zutritt gestattete, mag von altklugen Leuten als ein verfrühter „Anfang des Streits*) bezeichnet werden. Es handelte sich aber dabei nur um Heidenkinder. Erst im November 1818 wagte er sich endlich daran, dem Kastenunwesen unter Christen entgegenzutreten; er machte sich, durch sehr praktische Gründe getrieben, „sogleich ans Werk". Denn schon war ihm klar geworden, daß todte Christen fester an der Kaste hielten als manche Heiden. Aber ein Stürmer war Rhenius nie; alten Christen mit Machtsprüchen zu Leibe zu gehen, hielt er für eine Sünde, wie für eine Thorheit: „Wir können leicht einen Mann bereden, die Kaste aufzugeben, ohne ihn zu überzeugen; und wenn er dann durch die Macht der Umstände zurücksinkt, haben wir an ihm einen viel hartnäckigeren Kastenmann als er war." Bei der Jugend machte er mit freundlicher Ueberredung den Anfang; und bis zum Ende glaubte er nie genug oder auch nur viel erreicht zu haben. Das aber hielt er für geboten, gegen diesen Feind beständig auf der Hut zu sein und jede Gelegenheit zu einem glücklichen Schlag besonnen zu ergreifen. Er erkannte, daß gehandelt werden müsse; denn gezeugt gegen die Kaste hatten auch die alten Missionare und doch war die Unart nur immer fester gewachsen. Aber alles mit Vorsicht! Wie ein junger Missionar einmal in aufgeregter Zeit etliche schwarze Freunde zum Thee einladen wollte, rieth er entschieden ab, damit der Feind die daraus entstehenden Gerüchte nicht zu einem gefährlichen Anlauf benütze. Er liebte überhaupt keine Sprünge, sondern einen methodischen, immer wachen und frischen Fortschritt.

Mit mehr Recht ist Rhenius getadelt worden, daß er schon im November 1815 sich an die Revision der Tamil-Bibel machte, weil Heiden über ihre Unverständlichkeit vielfach klagten. Die älteren deutschen Brüder haben sich einstimmig gegen seine Vorschläge ausgesprochen, was ihn jedoch nicht hinderte, die Sache immer aufs Neue vorzunehmen, bis nach zwölf Jahren sein Neues Testament endlich gedruckt wurde. Daß sein Tamil gegen das des Fabricius

*) Taylor läßt ihn damals »commence the conflict«.

nicht zurücksteht, vielmehr in den meisten Stellen sich leichter und fließender liest, ist unbezweifelt; dagegen war seine Kenntniß der alten Sprachen keine gründliche, obwohl er dieselbe mit allen zugänglichen Mitteln beständig erweiterte, wie er denn auch später eine hebräische Grammatik für Tamil-Seminaristen schrieb. Er faßte das Wesen der Sprache nicht in seiner Tiefe auf; wörtlich zu übersetzen, schien ihm weniger nöthig, als den Sinn des Satzes zu treffen, und da er durchaus keine dichterische, sondern mehr eine nüchterne, streng logische Denkweise hatte, kann er von Willkührlichkeiten nicht freigesprochen werden. Man mochte z. B. über den Ausdruck reden „die in Christo Jesu sind"; Rhenius fragte nur: „was bedeutet das?" und übersetzte: „die zu Christo Jesu gehören". Da wars dann vergeblich, ihm den Unterschied zwischen Erklärung und Uebersetzung vorstellen zu wollen; er konnte sogar behaupten, das Tamil erlaube vermöge seiner logischen Anlage keine wörtliche Uebertragung des bildlichen Ausdrucks. Gute Hilfsmittel für die Erkenntniß der neutestamentlichen Sprache waren damals kaum zu haben; so hielt er sich an Vorgänger wie Castellio und Van Eß und ließ sich von ihnen, namentlich in den Episteln, zu allzugroßer Freiheit hinreißen. Dennoch wird behauptet werden dürfen, daß die neuübersetzten Evangelien bei den Heiden eine viel günstigere Aufnahme und weitere Verbreitung fanden, als ihnen in der älteren Version zu Theil wurde.

Rhenius fühlte seine Verpflanzung in einen gar neuen Boden überaus tief; er hat es später seinen Oberen vorgerückt, welch einen Unsegen sie damit über Madras gebracht haben. Doch läßt sich sehr bezweifeln, ob er je in Madras ähnliche Erfolge erzielt haben würde, wie in Tinneweli, wo er den Reibungen mit der Kirchengewalt ferner gerückt war. Nach seiner glücklichen Natur schüttelte er die bitteren Gefühle rüstig ab und warf sich (Juli 1820) mit ganzer Seele in das neue Werk; ein Trost ward ihm auch dadurch zu Theil, daß sein theurer Bruder B. Schmid ihm (6. Oktober) nachfolgen durfte. Der englische Kaplan Hough, der neben seinem Amte auch eine gewisse Oberaufsicht über die kleinen Tamilgemeinden geführt hatte, die auf etwa 4000 Seelen herabgeschmolzen waren, übergab nun diese sammt ihrem Landprediger an Rhenius. Wiederholt hatte letzterer auch die englische Gemeinde mit dem Wort zu

bedienen, und Gott schenkte ihm auf diesem Wege herzliche Freunde und Mitkämpfer.*)

Aus den alten Gemeinden ließen sich nun, wie man trotz ihres kümmerlichen Standes hoffen durfte, Jünglinge sammeln, welche zum Dienst unter Heiden und Christen tüchtig gemacht würden; Br. Schmids Gelehrsamkeit konnte ja in einem solchen Seminar am besten verwendet werden. Auch fanden sich genug begabtere Knaben, die sich gern auf Kosten der Mission erziehen ließen. Daß sie die Kaste aufgeben müssen, war ihnen im Voraus angekündigt; die Forderung wurde zugestanden, weil man sie wie bei den früheren Missionaren für einen wohlgemeinten Rath hielt. Obgleich der Koch, schonungshalber, ein Sudra war, wollten doch die christlichen Sudraknaben nicht mit den Schanar und Pareiern in einem Zimmer essen; als man ihnen sogar gestattete, sich durch aufgehängte Matten den andern Kastengenossen unsichtbar zu machen, verweigerten sie noch beharrlich den Gehorsam (1821). Lieber als diesen Kastengeist zu befestigen, entschloß sich Rhenius, das Seminar vorerst aufzugeben. Im nächsten Jahre konnte er es unter besseren Auspicien — großentheils mit denselben Subjekten — wieder eröffnen; da hat er denn selbst viele Lektionen übernommen, wenn er sich auf der Station befand, und seine Meisterschaft im Katechisiren ausgebildet, worin ihn nicht leicht irgend ein Missionar übertroffen hat.

Katechisirend hat er auch im Lande herum gepredigt, meist so, daß sich ein überaus lebendiges Gespräch entspann, das er doch völlig in seiner Hand behielt und nach Belieben leitete, wohin er eben zielte. Seine regelmäßigen Besuche in der Schule der Heidenstadt Tinneweli (von der er eine Stunde weiter östlich bei der Festung Palayankotta wohnte) zogen immer mehr Heiden an. Erst standen sie umher an Fenstern und Thüren, bald setzten sie sich auch innen, wo Raum war, nieder und hörten aufmerksam, während seines Gebets fast ehrerbietig zu. Oft, wenn er am gewaltigen Thurm der dortigen Pagode vorbeiritt (für deren Feste und Götzendienst die Regierung jährlich über 20,000 fl. beisteuerte), fragte er sich, ob solche Predigt auch je hinreichen werde, diese Tempel zu stürzen; und er hat nie die Hoffnung aufgegeben, das Evangelium werde das noch bewirken.

*) Z. B. den wackern Richter J. Walker, der später Rhenius' Sohn in England studiren ließ.

Natürlich wurde der energische ganzherzige Mann, der sich mit unverwüstlicher Frische und Offenheit einem Jeden näherte, bald allgemein geliebt, geschätzt und gefürchtet; Besuche traten bei ihm ein, die sich nie in ein europäisches Haus gewagt hatten; vornehme Heiden erkannten sein wohlthätiges Wirken und unterstützten es mit Beiträgen, und auch in Brahmanenhäusern war er ein willkommener Gast. Er stiftete einen Traktatverein (1822) in engem Verband mit den Londoner Brüdern im südlichen Travankor, welche ihm ihre Nagarkoil-Presse zur Verfügung stellten. Auch Katholiken und Heiden waren bei der feierlichen Stiftung, wie bei den Jahresfesten zugegen, wie denn jeder Schritt in voller Oeffentlichkeit gethan wurde. Ein Büchlein ums andere wurde nun geschrieben, das die Fragen des Tags beleuchtete (Cholera, Sonnenfinsternisse, Ueberschwemmung, Dürre, heidnische Weissagungen ꝛc.); und durch beständiges Reisen im Lande, durch Schulen, da und dort errichtet und regelmäßig besucht, durch zweckmäßige Vertheilung der wenigen Bekehrten, bald auch durch Missionstouren der Seminaristen ließ sich weithin ein neues Element verbreiten, das die schlummernde Masse von 700,000 Heiden (mit 50,000 Muhammedanern und 18,000 Katholiken) in einige Gährung versetzte. Schon im zweiten Jahre nahm der Traktatverein seine 730 fl. ein.

Nachdem erst nur wenige Seelen die Taufe empfangen hatten, ereignete sichs (1824), daß eine Anzahl von Familien in Dörfern südlich von Palayankotta den Entschluß faßte, Christen zu werden. Es waren hauptsächlich Schanar, Palmbauern, bisher Dämonenanbeter und von dem Dienst der großen Götter Indiens verhältnißmäßig unberührt. Unter diesen einfachen Leuten, die in ihrem einförmigen, arbeitsvollen Leben nur wenige Gedanken entwickelt hatten, schlug die Lehre von einem Heiland, der sich zu ihnen herabgelassen habe, mächtig ein; zugleich aber freuten sie sich der Aussicht, gegenüber der rücksichtslosen Landesaristokratie an einem willenskräftigen, besonnenen Europäer einen Patron zu finden. Rhenius war nun weit entfernt, von seinen Taufkandidaten alsbald nur die reinsten Motive zu verlangen; aber er wollte auch nicht taufen, wie Jänicke und Gericke gethan hatten, ohne genugsame Unterscheidung. Also schien es das Gerathenste, willigen Leuten Gelegenheit zu weiterem Lernen zu geben, indem ein Lehrer (Katechist) über sie gestellt wurde. Aus Peikulam, acht Stunden südlich von der Station, kamen die

ersten Familienhäupter, entschlossen, statt ihrer groben Seelennahrung „endlich einmal Reis zu essen". Rhenius unterrichtete sie erst selbst, dann sandte er ihnen einen Seminaristen zum Lehrer. Die Taufe erhielten nur bewährtere Jünger, natürlich mit ihren jüngeren Kindern, und die Zustimmung der Gemeinde wurde stets dazu eingeholt. Die Bewegung breitete sich rasch aus; im Südosten entstand eine Gemeinde um die andere.

Wo nun der Gutsherr die neuen Christen bedrängte, wurde Land angekauft, auf welchem die Leute sich im Frieden ansiedeln konnten. Das erste Christendorf war Arulur; ein anderes, Dohnawur, entstand 1827 aus der Gabe des frommen Grafen Dohna. Zugleich aber wurde ein Kirchenfond eingerichtet, zu welchem jeder Hausvater beizusteuern hatte, damit die Gemeinde ihre Bedürfnisse selbst bestreiten lerne. Außerdem entstand eine Lokal- und eine Armenkasse, und die Seligkeit des Gebens wurde den Neubekehrten auf jede Weise empfohlen.

Im Jahr 1824 hat Rhenius sodann Madras besucht und den Druck der neuen Evangelien durchgesetzt. Auch das nördliche Ceylon durchstreifte er und schloß eine innige Freundschaft mit den dort stationirten kirchlichen und amerikanischen Missionaren, unter denen Knight und Poor ihm besonders theuer wurden. In ihre höhere Schule in Jaffna schickte er einige seiner besten Jünglinge, wie Sarkunan, den späteren Lehrer am Seminar. So treu auch Schmid an dieser Anstalt arbeitete, war er doch den Anforderungen der Zeit weniger gewachsen, als einige der Amerikaner, deren mathematische und astronomische Kenntnisse sich leichter verwerthen ließen als klassisches Wissen.

Von nun an finden wir Rhenius beständig im Kampfe mit den Drängern des Volks, die es natürlich ungern sahen, wie alle Geheimniße des bisherigen Landesbrauchs von einem europäischen Auge untersucht und durchschaut wurden. Den meisten englischen Beamten aber zeigte sich nun erst das Christenthum als ein höchst unbequemes Element; denn wo bisher Ruhe und Friede geherrscht hatte, weil nämlich kein Niederer gegen die herrschenden Kasten zu mucksen wagte, reihte sich nun eine Streitsache an die andere. Bald wurden die zum Evangelium Uebertretenden am Ernten verhindert, bald mit neuen Abgaben belegt, oder geschlagen, gebunden und gefoltert, zu allerhand Unterschriften genöthigt; bald wurden die kleinen

Kapellen niedergerissen; bald mußten freundlichgesinnte Gutsherrn durch Plünderung und falsche Anklagen für Vergünstigungen büßen, die sie den Christen erwiesen hatten; und jeder Fall wurde durch eine Menge falscher Zeugnisse in Dunst und Nebel gehüllt. Da und dort giengen die neuen Christen zurück, andere ließen sich zu unerlaubter Selbsthilfe verleiten, oder erschwerten sie sich ihre Lage durch Entzweiung und Spaltung. Wiederholt weigerten sich die Weiber, für ihre Männer zu kochen, wenn sie Christen würden. Rhenius lernte allmählich Alles kennen, was der Apostel in den Worten befaßt: ich werde täglich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden.

Vorerst erfreute er sich mit Dank gegen Gott, den er besonders darum angefleht hatte, eines mächtigen Beistandes an dem Kollektor Monro (seit 1823), der nicht nur den gerechten Ansprüchen der Christen nach Kräften nachkam, sondern auch an Rhenius sich immer fester anschloß, bis er sogar (1825) auf eigene Faust wagte, die Leute vom gezwungenen Ziehen des Götzenwagens freizusprechen, ein Schritt, der die reichen Heiden so sehr erbitterte, daß sie maßlose Klagen gegen Monro und seinen geistlichen Führer nach Madras einsandten, ohne doch zunächst viel auszurichten. Der edle Beamte starb schon im Mai 1827 unter dem Jubel der Heiden, nachdem er noch sich angestrengt hatte, für die Christen Befreiung von einer Tempelsteuer auszuwirken, die nicht einmal in dem heidnischen Staate Travankor von Christen eingetrieben wurde.

Rhenius hatte seine Freude daran, wenn er sagen durfte: „Da ist wieder einmal erfüllt worden 'die Erde half dem Weibe'"; er hat sich aber nie darauf verlassen. Als der christliche Vorsteher von Arulur von den Heiden ermordet wurde (1826), konnte Rhenius sich auch darein finden, daß der englische Richter in Madura die Thäter freisprach. Der Anführer der Mörder lernte doch etwas aus dem Proceß, wie aus einer eindringlichen Anrede des Missionars, und enthielt sich fernerer Gewaltthat. Später hatte es Rhenius mit Beamten zu thun, welche mit einer Art Begeisterung das Heidenthum begünstigten. Als die Weber in der Stadt Tinneweli in größerer Anzahl sich zur Taufe meldeten, bekannten sie (1829), die Regierung früher durch falsche Angaben über die Zahl ihrer Webstühle betrogen und die eingebornen Beamten — nach altem Brauch — bestochen zu haben. Jetzt wollten sie den kostspieligeren Weg der

Wahrheit einschlagen, nur fürchteten sie allen Schein der Angeberei gegen heidnische Zunftgenossen und Beamten. Rhenius versuchte ein gutes Wort für sie einzulegen und den Oberbeamten durch den Beweis der guten Früchte des Evangeliums umzustimmen. Es gieng aber ganz gegen seine Erwartungen. Der Engländer wurde erbittert und theilte Alles den heidnischen Untergebenen mit, worauf die armen Weber so gedrückt wurden, daß sie in Masse zum Heidenthum zurückkehrten. Dann erst hatten sie — äußere Ruhe.

Trotz aller Verfolgung fand Rhenius im August 1825 die Zahl der neuen Christen auf 3000 Seelen in 90 Dörfern gestiegen. Im Juli 1826 kam es in einem Dorfe, Aneikulam, so weit, daß alle Familien sich für das Christenthum entschieden, worauf in Rhenius Gegenwart alle Götzen zerstört wurden. Natürlich wehrte sich der Feind gegen solchen Fortschritt mit aller Macht. Der Baron von Ettiapuram erlaubte keinem seiner Unterthanen, Christ zu werden. Wer es dennoch wagte, der wurde am Säen und Ernten verhindert; Schmid und Zimmermann ꝛc. durften nicht mehr für ihn arbeiten, die Kaufleute ihm nichts mehr verkaufen; alle Brunnen waren ihm verboten. Andere Gutsherren dagegen schenkten den Boden für Kirchen und Schulen, und wünschten wohl auch, daß ihre Sklaven Christen werden. Da sich nun die Zahl der zu Unterrichtenden im Jahr 1830 bereits auf 8000 belief, reichte das Seminar nicht mehr hin, sie mit Lehrern zu versehen, daher tüchtige Jünglinge und Männer zu einer Präparanden-Klasse vereinigt wurden, aus der sie nach kurzem biblischen Unterricht als Lehrer in ihre Dörfer zurückkehrten. Die besten Prediger der Mission sind nicht aus dem Seminar, sondern aus diesen Präparanden hervorgegangen. Allmonatlich kamen alle Katecheten und Lehrer auf etliche Tage im Missionshaus von Palayankotta zusammen, um Bericht abzustatten, weitere geistliche Förderung sammt dem Abendmahl zu genießen und mit den Brüdern aus der Nähe und Ferne inniger zusammenzuwachsen. Am Neujahr aber strömten auch viele Gemeindeglieder dahin und füllten jeden Raum, bis nicht nur die Verandahs, sondern auch die Wege des Nachts mit Matten der Schläfer sich füllten. Alles das zu organisiren, kostete natürlich viele Mühe und Nachdenken; es gelang aber unter reichem Segen des HErrn und mit weniger Kosten als in irgend einer andern indischen Mission.

Und hier darf nun wohl gesagt werden, daß Rhenius nicht

wie andere bedeutende Missionare auf kräftige Mitarbeiter sich verlassen konnte. Die Missionen der Erkenntnißgesellschaft durfte er freilich (1829) — einigermaßen neubelebt — an den dänischen Miss. Rosen abgeben, der sie jedoch nur kurze Zeit besorgte. Der Basler Winkler, der ihm zugesendet wurde (1827—29), gerieth mehr und mehr auf apokalyptische Spekulationen, welche ihn von der Arbeit abzogen und später in einer schweren Geistesstörung endeten. Im Dezember 1830 verließ auch der nervenleidende Schmid mit seiner tüchtigen Gattin das schöne Arbeitsfeld, um auf den Nilagiris eine kühlere Stätte zu finden. Rhenius empfand diesen Verlust sehr tief; noch tiefer schnitt dann ein Schreiben des angegriffenen Mannes ein, das ihn benachrichtigte, von einer Rückkehr nach Tinneweli könne nicht mehr die Rede sein. Es hatte ihn, den etwas älteren, dazu an Universitätsbildung und Detailwissen überlegenen Mann bitter geschmerzt, daß Rhenius schon allgemein der periya Ayer (große Prediger) genannt wurde, und bei seiner arglosen Energie und Offenheit natürlich im Drang der Arbeit Vieles entschieden und ausgeführt hatte, ohne den stillen Empfindlichkeiten des innig geliebten Bruders gehörige Rechnung zu tragen. Schmid ist auch nicht mehr nach Tinneweli zurückgekehrt; getheilt zwischen wohlgemeinten, meist unpraktischen Missionsversuchen und botanischen Studien lebte er noch lange in Indien, bis er 1857 in Kalikut entschlief.*) Während Schmid gegen Rhenius Widersacher mit seinem warmen Zeugniß für ihn nie zurückhielt, konnte er doch im Verkehr mit Freunden sich fast nicht über Aeußerungen wie diese erheben: „Er hatte einen Willen wie ein Roß." Daß ihn aber Rhenius zum Glauben an den Sohn Gottes geführt, das dankte er ihm einfältig bis an sein seliges Ende.

Statt seiner wurde nach Tinneweli der Berner P. Pacific Schaffter geschickt, der schon in Madras und Mayaweram einige Missionserfahrung gesammelt hatte (1827—61 in Indien). Man hatte ihm ordentlich Angst gemacht auf sein Zusammenleben mit dem energischen Rhenius. Wie fand er sich doch so glücklich enttäuscht! Er

*) Einmal noch sah ihn Rhenius, als er (1833) seine älteste Tochter der treuen Freundin nach Ottakamand brachte, zur Vollendung ihrer Erziehung. Es war das einzige Mal, daß ihm die Erholung zu Theil wurde, wieder eine kühle europäische Luft zu athmen (s. Abbildung).

durfte bald in Sattankulam eine neue Station gründen. Im nächsten Jahre rückten zwei frische Kräfte nach: J. Müller, später Rhenius Schwiegersohn, und der gelehrte Fjellstedt. Von letzterem hatte man in England großes Aufheben gemacht, und sich mit der Hoffnung getragen, er werde schon vermöge seiner bischöflichen (schwedischen) Ordination die Tamil-Mission wieder in kirchlichere Bahnen einlenken; aber Krankheiten und Reisen ließen ihn zu keiner stetigen Thätigkeit am Seminare kommen; bald (1835) kehrte er nach Europa zurück. Rhenius hat manchmal bemerkt, wie ungeschickt es doch meistens ausfalle, wenn man von einem Missionar schon beim Eintritt sich so viel verspreche. Er dachte dabei besonders an seinen Freund Jacobi (S. 260).

Indessen war der Konflikt der Tamil-Mission mit den kirchlichen Behörden schon weit gediehen. Nur ein Vorspiel davon war, daß Rhenius 1829 sein Amt als Kaplan der englischen Gemeinde dem Erzdiakon zurückgab. Er wollte das uneheliche Kind eines englischen Offiziers nicht taufen, so lange der Vater für sein Konkubinat keine Reue bezeuge; das schuldete er der eingebornen Gemeinde, die natürlich jeden Schritt ihres Hirten aufmerksam verfolgte. Der Erzdiakon hielt sich an die Ordnung seiner Kirche und bestand auf deren larer Vorschrift; so war keinerlei Vereinbarung möglich. Bereits fürchtete man Rhenius in Madras dermaßen, daß ihm bei seinem Besuche daselbst nur Dissenterkanzeln eingeräumt wurden. Nun handelte es sich aber um eine wichtigere Frage. Rhenius war überzeugt, daß das Werk der Bekehrung nur durch eine eingeborne Geistlichkeit im rechten Segen betrieben werden könne. Am liebsten hätte er die besten Katechisten ordinirt, ihnen die vorgeschrittensten Gemeinden übertragen, und sich fortan bei diesen mit einer allgemeinen Oberaufsicht begnügt, um mehr Zeit und Kraft den Heiden widmen zu können. Wie konnten auch etliche 70 Gemeinden mit den Sakramenten gehörig versehen werden, so lange sie dafür auf die Dienste der herumreisenden Missionare angewiesen blieben! Der Erzdiakon Harper aber verlangte, daß die vorgeschlagenen Kandidaten die bischöfliche Ordination empfangen sollten. Nun meinte Rhenius (Oktober 1830), da dieselben Gewissenshalber den vorgeschriebenen Eid nicht leisten können, solle man ihnen diesen durch die Einschränkung: „soweit die Artikel, Liturgie ꝛc. mit der h. Schrift übereinstimmen“ erleichtern. Oder aber möge man den Missionaren er-

lauben, wie noch zuletzt 1820 in Bengalen geschehen war, ihre Landprediger nach deutschem Ritus zu ordiniren.

Das Kommittee der kirchlichen Gesellschaft war nun durchaus nicht geneigt, diese Sache zu überstürzen; allein soviel konnte es nicht gestatten, daß die Gemeinden, welche gegründet worden waren, sich nun „nach lutherischer Form“ konstituiren dürften. Da aber der fortwährende Zuwachs neuer Gemeinden zu einer Entscheidung drängte, schlug Rhenius vor: 1) nach Europa zurückzukehren; 2) sich nach Madras zurückzuziehen und mit literarischer Thätigkeit der Mission zu dienen; 3) sich einer andern Missions-Gesellschaft anzuschließen (1832). Der Erzdiakon hatte mittlerweile ein Büchlein zur Verherrlichung seiner Kirche herausgegeben und Rhenius um eine Recension gebeten, die er in seine kirchliche Zeitschrift einzurücken versprach. Die Recension gieng ab (in einer Abschrift auch an das Londoner Kommittee), wurde aber nicht gedruckt. Indessen hatte das englische Kommittee dem ersten Plan Rhenius' seine Zustimmung gegeben, zugleich aber einen Sekretär für Madras angestellt, den seinen J. Tucker, der Rhenius vom Gedanken an die Rückkehr nach Europa abzubringen bemüht war. Da nun um diese Zeit A. N. Groves, bisher Freimissionar in Bagdad, auf den Wunsch einiger Missionsfreunde in Bombay, Tinneweli besuchte und gleichfalls Rhenius beschwor, an Ort und Stelle zu bleiben, auch für den Fall einer Trennung von der Gesellschaft die eifrige Hilfe unsektirerischer Freunde in Großbritannien in Aussicht stellte, so entschloß sich Rhenius im Verein mit den Brüdern Schaffter und Müller, irgendwie in Tinneweli auszuharren. Nun aber sah Groves auch die ungedruckte Recension des Kirchenpamphlets und ein anderes englisches Manuscript über „Vereinigung aller Christen“, und beide Schriften fanden bei dem begeisterten Gaste so großen Anklang, daß er sogleich die Kosten des Drucks zu tragen sich erbot. Sofort ließ „Rhenius beide in die Nagarkoil-Presse wandern, und die Erscheinung der zwei grünen Büchlein (August 1834) entschied den Bruch. Erzdiakon Harper und Bischof Wilson erhoben laut den Nothruf: „Die Kirche ist in Gefahr!“ beschuldigten Rhenius des Mangels an gewöhnlicher Ehrlichkeit ꝛc. und das Kommittee der kirchlichen Missionsgesellschaft sah sich veranlaßt, Rhenius zu entlassen (Februar 1835).

Sehen wir noch einmal auf das schöne Arbeitsfeld. Es erstreckte sich über die ganze Provinz Tinneweli, doch lag die eigentliche Kraft der Mission in der Schanarbevölkerung des Südens. Es waren nun (1834) 11,186 Leute in 261 Dörfern, die sich zum Christenthum bekannten, von denen doch kaum 1000 getauft waren. Zehn Dörfer waren christliche Stiftungen; eine „philanthropische Gesellschaft" (gegründet 1830) verwaltete dieselben, indem sie von jedem Hausbewohner seinen jährlichen Zins bezog, von dessen Ertrag bald weitere Ländereien gekauft, bald Schulen und Kirchen gebaut wurden.*) Seit 1831 war es nothwendig geworden, die Pflege der Gemeinden durch die Ernennung von Hauptkatecheten zu erleichtern. Dazu wurden Männer gewählt, welche nicht blos Katechisten und Schullehrer beaufsichtigen und anspornen, auch die jeden Monat bereisten Gemeinden in christlicher Erkenntniß fördern konnten, sondern die zugleich das Geschick besassen, Streitigkeiten mit heidnischen Gutsherren und Behörden zu schlichten oder zu verfechten, und über alle Vorkommenheiten geschäftsmäßig zu berichten. In den so entstandenen zehn Distrikten tauchten nun auch Distriktsfonds für die Pflege der Armen, für Evangelisirung der Heiden ꝛc. auf. In ähnlicher Weise wurden Oberlehrer über die 60 Schulmeister gestellt, um Schaffter die Aufsicht über das Schulwesen zu erleichtern. Die 112 Katechisten waren freilich zum Theil noch schwach gegründet in christlichem Leben; doch gab es sehr tüchtige Leute unter ihnen, wirkliche Charaktere, wie der bekehrte Zauberer Thomas, der die evangelische Geschichte in Verse brachte, der Pallan (Reisklave) Arulappan, später ein gesegneter Freimissionar ꝛc.

Eine bedeutende Stellung nahm — noch über den Hauptkatecheten — der vielbesprochene David Pillei ein, oft Rhenius' Mantri (Minister) titulirt, ein Mann, der mit einem wirklich warmen Herzen die größte Detailkenntniß von Menschen und Plätzen verband und meistens auf der bei Tamilern so beliebten Zickzacklinie seine Ziele zu erreichen wußte. Ein Missionskritiker hat Rhenius des völligen Mangels an Menschenkenntniß beschuldigt, weil er einem so

*) Dr. Grauls Kritik dieser Einrichtung (V, 254) beruht auf einem Mißverständniß. Wo die Bekehrten irgend in ihrer Heimat bleiben konnten, wurde „der Sauerteig nicht von dem Mehl genommen". Etliche Dörfer zu haben, in welchen die wünschenswerthesten Einrichtungen ohne Kollision mit dem Althergebrachten eingeführt werden konnten, war gewiß ein großer Vortheil fürs Ganze.

windungsreichen Mann zu viel getraut habe. Ob nun Rhenius diesen David ganz durchschaut hat, mag zweifelhaft bleiben; jedenfalls hat er ihn nützlich zu verwenden und, wo es nöthig schien, scharf zu strafen und zu demüthigen gewußt; daß er sich von ihm blindlings habe leiten lassen, kann nur der Unverstand behaupten, denn David hatte beständig mit einer wachsamen und starken Opposition zu kämpfen, und jeder Anstoß und Vorfall, auch anonym zugeschickte Nachrichten, Beschuldigungen ꝛc. wurden in den monatlichen Versammlungen der Katecheten tagelang öffentlich verhandelt. Schließlich ist auch an dem „viel verschrienen Mann“ den lutherischen Missionaren, denen er sich 1855 angeschlossen hat, „eine recht ernst christliche Gesinnung“ offenbar geworden.*)

Die Opposition gegen David Pillei führte ein ganz eigenthümlicher jüngerer Mann an, der Katechist Jakob. Dieser war ein stolzer Kschatriyasohn, der von Rhenius soldatischer Haltung und hellem Zeugenmuth angezogen, ihm nach Palayankotta folgte und sich bereit erklärte, um der Wahrheit willen alles zu verlassen. Rhenius nahm ihn in das Seminar auf und gewann ihn lieb wie nur wenige andere; war aber seiner ganzen Art nach nur um so

*) In Dr. Graul's Reise (V, S. 297) heißt David Pillei ein „ausgemachter Schurke“. Und zwar im Zusammenhang mit folgendem Urtheil: „Niemand ist wohl grausamer von seinen Katecheten betrogen worden, als der eifrige, aber nur mit geringer Menschenkenntniß begabte Rhenius. Der Privatkatechet desselben, Rhenius rechte Hand, nahm selbst von den Heiden Bestechungen an, um den Bau christlicher Kirchen zu hindern, und erwarb sich auf diese Weise ein bedeutendes Vermögen.“ Es wäre interessant, einer jenseitigen Unterredung von Rhenius und Graul über diese und andere maßlose Urtheile des Missionskritikers etwas zuhören zu dürfen! Indessen sei hier gestanden, daß auch andere Missionare dachten, Rhenius traue seinen Leuten zu viel Gutes zu; daher drücke es ihn so tief darnieder, wenn Schlechtigkeiten an ihnen offenbar werden; und doch suche er diese immer wieder zu vergessen und wirklich gut von ihnen zu denken. Möglicherweise dürfte sich aber hierin auch eine Art Menschenkenntniß verrathen, die sich durch viele Beispiele, über alles Erwarten der kleiner Denkenden, bewährt hat. Wirklich empört rief einmal Rhenius einem Bruder zu: „Ja, erwarte von dem Menschen nur gar nichts Gutes mehr — so machst du ihn erst recht zum Schurken!“ Rhenius hatte eben auch etwas von jenem Optimismus, den wir an Schwartz und all den Männern loben, die in ihrem Werke unermüdet beharrten bis ans Ende. Er meinte: „Ach wenn wir uns selbst ansähen, wie Gott uns ansieht, — wir könnten doch von keinem Menschen so schlecht denken, als von uns selbst.“

mehr auf der Hut, ihm sein Gefühl nicht zu verrathen. Keiner verachtete und verfolgte die Kastenschwächen, die halben Unwahrheiten, den Mangel an Offenheit und Geradheit und andere Tamilersünden und -Halbheiten so schonungslos wie dieser Adelige; keiner erforderte aber auch eine geschicktere, taktvollere Leitung als ein so edel angelegter, schroffer Charakter. Zum Katechisten ernannt, brachte er mit unermüdlicher Energie sein vielbedrängtes Dorf Kuruwenkotei in den besten Stand; tröstete, kräftigte und organisirte die eingeschüchterten, schon halb zerstreuten und wankenden Christen, und machte geneigten Heiden Muth zum Uebertritt, so daß in wenigen Monaten 80 Familien das Evangelium annahmen. Der Krieger aber klebte ihm noch immer an: er organisirte auch eine Polizei mit Nachtpatrouillen, die er selbst, manchmal mit zwei Pistolen im Gürtel, anführen konnte. Brahmanen mußten vor dem Dorf halten und um Erlaubniß zum stillen, demüthigen Durchwandern desselben einkommen; wer aufbegehrte, wurde außen um das Dorf herumgeführt. Die nahen Gutsherren fürchteten und haßten seinen Einfluß, denn alle ihre Ränke, Schliche und Gewaltthaten wurden unbarmherzig ans Licht gezogen. Man versuchte es mit Bestechungen und Versprechungen; Alles umsonst! Im Oktober 1831 überfiel ein Haufe Marawer im Dienste benachbarter Brahmanen den Katechisten, als er eben mit acht Gemeindegliedern fischte. Er wurde schwer verwundet, so daß man ihn nach Palayankotta tragen mußte. Dann aber klagten ihn die Brahmanen einer Mordthat an, und alle Hebel wurden aufgeboten, dieselbe zu beweisen. Die Sache war so pfiffig angelegt, daß Rhenius selbst nicht ohne Sorge den starkmüthigen Jünger in seinem Gefängniß besuchte. Der schien nämlich so wohlgemuth, so gewiß, daß seine Hinrichtung dem Heidenthum erst einen rechten Stoß versetzen werde, daß Rhenius ihn scharf zur Nüchternheit, zu Selbstprüfung und Buße anhalten zu müssen glaubte. Möglich wäre es denn doch gewesen, daß so ein Pistol auch einmal losgieng in ungeschicktester Richtung ꝛc. Doch die Wittwe des Verstorbenen gestand zuletzt selbst, daß sie zu ihrer falschen Anklage bestochen worden sei, und auch die englischen Beamten fanden endlich etwas an eingebornen Christen zu bewundern, in dem ungetrübten Frohsinn und der einfältigen Feindesliebe des Gefangenen. Bei den monatlichen Versammlungen der Katechisten war dieser Jakob ein salziges, fast ätzendes Element; jede Sünde von ihnen, die sie ihm unter vier Augen abgeläugnet

hatten, wurde nun offen durchgesprochen. Zum Schluß der Verhandlungen konnte er aber auch eine Liste von Sünden überreichen, welche alle einem einzigen zur Last fielen, der sich eben damit des Lehramts unwürdig gemacht habe, und nachdem sie verlesen war, auf die Frage: wer der Schuldige sei? demüthig antworten: nanō (Ich)!

Mit welchem Ernst und Takt Rhenius alle diese Gegensätze zu mildern und zu vereinigen wußte, wie er zugleich das Herz und den Verstand walten ließ, und Jedem sich herzlich näherte, ohne sich irgend einem anzuvertrauen oder die leiseste Parteilichkeit aufkommen zu lassen; wie er auch die Stärksten niederhielt, ohne doch die freie Entwicklung des Charakters zu hemmen; wie sicher er das Ganze überschaute und jede einzelne Kraft zu verwenden, zu leiten und zu beschränken verstand, ohne sich je im Detail zu verlieren, das kann nicht leicht geschildert werden. In Tinneweli selbst soll sein Name nicht mehr viel ausgesprochen werden, es ist das die natürliche Folge der nun eintretenden Ereignisse; daß aber das Beste, das dort geschehen ist, der Wirksamkeit dieses Mannes verdankt wird, bleibt den Nachdenklichsten der Tinneweli-Christen tief ins Herz geschrieben. Wohl kein Mann hat so wie Rhenius die Sorge für die einzelnen Seelen mit der Behandlung von Massen zu vereinigen gewußt. Die Keime aller Organisationen, welche in jenem Distrikt so tiefe Wurzeln geschlagen, so gesunde Zweige getrieben haben, sind in seinem gesegneten Thun zu suchen. Er hat wirklich in eine todte Provinz ein neues Geistesleben eingeführt.

Daß dieses Leben auch durch den Bruch zwischen der Gesellschaft und ihrem Missionar nicht erschüttert, sondern nur gesichtet und im Grunde, trotz einzelner bedauernswerthen Ausschreitungen und Abfälle, wesentlich gefördert wurde, das scheint als die Hauptfrucht der drei Kampfjahre anzusehen, in welchen nun der Rest von Rhenius Kraft sich verzehren sollte. Dieser Kampf ist schon dargestellt worden als eine zweite Auflage des Sirampur-Zwistes (der Miss. Mag. 1865, S. 501 ff. nachgesehen werden mag). Er unterscheidet sich aber wesentlich dadurch, daß er sich nicht „um das Missions-Eigenthum", sondern um die Frage, wer den meisten Anspruch auf die Heerde habe, drehte. Beide Fälle ähneln sich nur darin, daß sie den Uebergang vom naiven Stadium des gegenseiti-

gen Vertrauens, wie es zwischen Missionsleitern und Missionaren einst herrschend war, zu einer mehr juridischen Fixirung dieses Verhältnisses bezeichnen.

Als im Mai 1835 Rhenius Entlassung aus dem Gesellschaftsverband in Tinneweli bekannt wurde, fragte er die versammelten Katechisten: ob er gehen oder bleiben solle? stellte ihnen den Kampf mit Nahrungssorgen vor, dem sie sich möglicherweise preisgeben, und erhielt — natürlich — die einstimmige Zusage, sie wollen bei ihm verharren und dem HErrn für Alles trauen. Die Brüder Schaffter und Müller sammt dem kürzlich nachgerückten Lechler waren gleicher Ansicht. John Devasahayam, der bischöflich ordinirte Diakon (früher in Mayaweram) schien allein zu schwanken. Nun aber erschien J. Tucker in Palayankotta. Wenn auch Rhenius sein Bedauern über die Veröffentlichung der beiden Büchlein aussprach, von Zurücknahme des Entlassungsbeschlusses konnte, wie Tucker erklärte, nicht mehr die Rede sein. Bliebe aber Rhenius in Tinneweli, so würde doch die Gesellschaft bischöfliche Missionare senden und die Gemeinden festzuhalten suchen. Um dem Uebel nicht zu widerstehen, entschied sich Rhenius am Ende für den Abgang; er kannte seine Tamilchriften hinlänglich, um von einem fortgesetzten Kirchenkrieg Alles für die Schwachen zu fürchten. So erklärte er der Gesellschaft: er erkenne ihr Recht auf das Eigenthum in Tinneweli an, seine Ansprüche auf die Gemeinden aber halte er für so stark, als die ihrigen; er weiche jedoch um des Friedens willen. Noch hatte er sich nicht eingeschifft, als auch die drei deutschen Brüder ihm nach Tuttukudi (Tutikorin) folgten, da sie meinten, sich unter das jetzt einzuführende Kirchenregiment nicht beugen zu können.

Ende Juni landeten sie alle in Madras und siedelten nach langen Berathungen sich in Arkâdu (Arkot) an, wohin nun Liebesgaben von allen Seiten zusammenflossen. Aber schon im September kamen Briefe von 77 Katechisten aus Tinneweli, welche Rhenius tief bewegten: am Ende hatte er vielleicht doch unrecht gehandelt, als er sein Schlachtfeld so leichtsinnig verließ, denn zum Frieden schien es sich dort noch nicht anzulassen. Die drei Brüder riethen zum Bleiben in Arkâdu. Nach heißen innern Kämpfen entschloß sich aber Rhenius, nach Palayankotta zu reisen, um sich selbst vom Stand der Dinge zu unterrichten.

Am 22. Oktober langte er daselbst an, von den heidnischen

Palankinträgern die letzte Strecke im Triumph getragen, ohne daß sie Bezahlung annahmen; sie waren stolz darauf, ihren Rhenius wieder zu haben, und der nun entbrennende Streit versprach ihnen eine besonders reiche Ernte, — denn wie viel wurde jetzt in der stillen Provinz hin- und hergereist! Die ganze europäische Gesellschaft in Indien interessirte sich in jenen friedlichen Zeiten des edlen Lord Bentinck für diese Frage aufs lebhafteste. Die new lights, wie man die Christen in der Armee und im Civildienst hieß, nahmen alle Partei für oder wider Rhenius; denn auch Tucker und die Madras-Kommitteeherren waren evangelicals, und von hochkirchlichen Sympathien mit Harper war damals noch nicht die Rede. Eben dieser Umstand trug zur Erbitterung des Kampfes ungemein viel bei, insofern die Anhänger der Gesellschaft dadurch veranlaßt waren, die Frage von dem kirchlichen Gebiet aufs sittliche überzuspielen, und Rhenius als leichtsinnig, unwahr, unredlich, ungeistlich, vielleicht gar rationalistisch, sein ganzes System als ein weltliches, auf die Massen berechnetes darzustellen. Und es war wahrlich leicht, alle Schwächen einer noch so jungen Christenheit in ein grelles Licht zu stellen, und gewissenhaften Seelen, die in Furcht und Zittern ihr eigenes Seelenheil schafften, die Frage aufzudrängen, wer denn jetzt eigentlich die ächten Kreuzträger Jesu Christi in Tinneweli seien, die derben Deutschen, oder die kopfschüttelnden, tiefleidenden Engländer? Zu Zeiten ließ es sich dazu an, daß die freigebigsten Unterstützer der deutschen Mission Rhenius abtrünnig wurden.

Was nun alles in Zeitungen und Pamphleten verhandelt wurde, ließe sich in der Kürze nicht darstellen. Rhenius entschied fürs Bleiben und richtete sich im Weiler Sindupuntnrei (am Fluß zwischen Tinneweli und Palayankotta) häuslich ein. Er wünschte aufrichtig, daß den Gemeinden freigestellt werde, zu ihm oder zu der Gesellschaft zu halten; so könnte ja von beiden Theilen das Evangelium im Frieden weiter verkündigt werden. Die Gegner aber verlangten, vor allen weiteren Verhandlungen, daß er Tinneweli räume, und sprachen für die Gesellschaft alle Kirchen und Katechistenhäuser auch in den 67 Dörfen an, welche sich an Rhenius anschlossen, woraus natürlich viele Processe vor den Gerichten entstanden, indem die armen Leute nicht ohne Widerstreben die Gebäulichkeiten aufgaben, die sie selbst errichtet hatten. Sie mußten dieselben endlich den Termiten überlassen, die jedem leerstehenden Hause dort bald ein Ende

machen, und neue Bauten unternehmen, was auch rasch genug ausgeführt war. In 35 Dörfern bestanden getheilte Gemeinden, während 176 bei der Gesellschaft verharrten. Der Streit zog sich allmählich auf wenige Punkte zusammen, da besonders Schaffter, der mit Müller und Lechler nachgerückt war, das Möglichste that, die hochgehenden Wogen zu beschwichtigen und dem Frieden ein Opfer ums andere zu bringen. Mit ihm standen die englischen Missionare, die nun in größerer Anzahl eintrafen, auf zusehends freundlicherem Fuße, während zwischen den Häuptern, dem reizbaren Pettitt und Rhenius, keine Versöhnung zu Stande kam. Die Arbeiter der Ausbreitungsgesellschaft, Rosen und Irion, blieben mit beiden Parteien in gleicher Freundschaft verbunden.*) Einige Spötter freuten sich nun behaupten zu können, die Seifenblase der Tinneweli-Mission sei geborsten, als bliebe kein guter Faden an den einst so hochgepriesenen Katechisten und Christen. Da kam aber der theure Schmid den armen Leuten zu Hilfe, indem er die Thatsache veröffentlichte, daß diese Männer zur Zeit seines Austritts aus der Gesellschaft ihm durch eine Gabe von 250 fl. unter die Arme gegriffen haben. Da er dieselbe zurücksandte, weil mittlerweile ihm andere Hilfe zu Theil geworden war, wollten sie doch die Summe nicht wieder annehmen, sondern legten sie in den philanthropischen Fond. Wie vieles auch Rhenius schwer zusetzte, davon war er bis ans Ende überzeugt, daß eine schöne Anzahl neuer Christen gerade in dieser Nothzeit ihm vom HErrn näher gerückt wurde, zum tröstlichen Beweis, daß Er mit ihm sei. Und die besten der Christen erfreuten sein Herz durch Stiftung einer Pilgermission, welche ihre einfachen Friedensboten besonders durch das dürre Nordland hin sandte.

*) Dr. Burckhardt (in der Missionsbibliothek III. 199 f.) verwirrt hier Namen und Stand der Parteien. Mißverständlich ist auch, wenn (Evang. luther. Missionsblatt 1858, S. 186) gesagt wird, Rhenius wünschte die alten Gemeinden an sich zu knüpfen, daher er mit dem Landprediger in Kollision gerieth. Er wünschte sie zu beleben, so lange ihm ihre Oberaufsicht anvertraut war; um Ausdehnung seiner Jurisdiction war es ihm aber nicht zu thun, wie er sie auch den Missionaren der anderen Gesellschaft, sobald welche erschienen, gerne wieder abtrat. Es war noch nicht die Zeit, da sich Missionen auf Kosten ihrer Nachbarn auszubreiten gesucht hätten; vielmehr freute man sich noch, Nachbarn zu bekommen, zu welcher Abtheilung der evangelischen Kirche sie auch gehören mochten.

Was aber schwer auf Rhenius drückte, das war die vereinsamte Lage der neuen „unabhängigen" Mission. Zwar fehlte es nicht an Beiträgen von den verschiedensten Seiten her; die meisten kamen aus der Präsidentschaft, welche ihn am besten kannte; aber viele kamen in Rathschläge gewickelt, welche den frühern Kommitteebriefen aufs Haar hin glichen, nur daß ihr Inhalt ungemein differirte. Rhenius sollte viel friedfertiger schreiben, viel nachgiebiger handeln. Wenn er strenger lutherisch wäre, könnte ihm von Deutschland mehr Hilfe geschickt werden; wenn reformirter, von Amerika; wenn hinfort weniger ganze Familien, mehr nur einzelne auserwählte Seelen gesammelt würden, stünden ihm gewisse englische Mittel reichlicher zu Gebot. Ist nicht vielleicht das ganze Katechistensystem irdischer Art? nicht von Aemtern, sondern von Geistesgaben hänge die Erbauung des Leibes Christi ab; warum nicht den Gottesdienst in Darbyistischer Weise führen? ꝛc.

Nun der heitere Mann verlor seinen guten Muth nicht, nur daß er gelegentlich bemerkte, es wäre ein schlechter Tausch, statt eines Kommittee's hinfort deren ein Dutzend zu haben; auch hat es ihm nie an den nöthigen Mitteln (etwa 30,000 fl. des Jahrs) gefehlt. Aber eines machte ihm doch zu schaffen: woher auch Nachfolger bekommen für sein Werk? Noch immer dehnte es sich gewaltig aus; immer neue Familien und Dörfer der Heiden verlangten christlichen Unterricht. Sattankulam und Graf Dohna's Stiftung waren an die englischen Missionare übergegangen; nun mußte Müller in den Süden ziehen, um von Suwiseschapuram aus die nächsten Distrikte zu bedienen. Allein das Seminar gehörig zu versehen, ließ sich nur zeitweise ein tauglicher Mann finden; Rhenius' Erstgeborner, Josiah, kehrte wohl von London mit der nöthigen Gelehrsamkeit zurück (1837), aber ohne viel Freude an der Arbeit des Vaters. Auch die Mädchenanstalt war nur dürftig besorgt. Und im November 1837 veranlaßte Krankheit die Lechler, das Feld zu räumen, für einige Zeit, wie sie meinten; sie sollten aber nicht mehr nach Tinneweli zurückkehren. Zu Rhenius' Vorschlag, ein halb Duzend Katechisten zu ordiniren, damit die Sakramente regelmäßiger verwaltet werden könnten, schüttelten die verzagten Mitarbeiter vollends den Kopf. Sie sahen nur im Anschluß an eine Gesellschaft Sicherheit für die Mission; so blieb sie in einem Interimszustande.

Ungern versagen wirs uns, einen Brief, den Rhenius in dieser

Zeit (Oktober 1837) an einen seiner ältesten Mitarbeiter, den greisen Schreyvogel schrieb, ganz mitzutheilen. Dieser Nestor der Tamilmissionare fragte in einem Rundschreiben, warum doch die Mission im Ganzen derzeit so wenig Fortschritte mache? und Rhenius ließ sich weitläufig darauf ein. Eine Hauptsache durfte er nicht unterdrücken: daß es fürs Gelingen der Arbeit weit weniger auf die Mittel und Wege ankomme, als auf den geistlichen Stand der Missionare. „Wir sollten eben viel mehr in unserem HErrn Jesu leben von Morgen bis in die Nacht, Ihn glaubiger angehen um Seinen Segen und Seine Führung, uns ernstlicher Ihm nachbilden und Seinem Worte mehr gehorchen. Und da du ernstlich verlangst, ein helles, scheinendes Licht zu werden, erlaube, daß ich mich gegen dich offen ausspreche. Ich habe oft gehört, du seist reich, habest Häuser in Tritschinapalli, und bedeutende Summen beim Banqnier. Ich zweifle nicht, du hast das Alles aus Vorsicht zusammengespart. Aber dergleichen schickt sich wohl für Weltleute, die Christo nicht dienen, doch nimmermehr für uns, die einen allgenugsamen Gott und Heiland kennen. Wenn wir Ihm im Geringen so wenig zutrauen, wie wird es um unsern Glauben in bedeutenderen Dingen stehen? Es muß damit schwach bestellt sein, und das wirft dann einen dunkeln Schatten auf unsere Arbeit in Seinem Weinberg. Darum möchte ich rathen, lieber Bruder, wenn die Gerüchte wahr sind, 'verkaufe was du hast', opfere es den armen Heiden, verbrauche es für den HErrn Jesum und glaube, daß Er für dich und die Deinigen sorgen, und den ehren wird, der ihn ehrt. Meine nicht, ich halte mich für den Charakter, den ich dir beschrieben habe; was ich dir sagte, sage ich mir selbst. Möge der heilige Geist uns mächtig vorwärts treiben und uns rein machen, wie Er rein ist." Wie arm Rhenius blieb, ist bekannt; die Sorge für seine zahlreiche Familie überließ er dem HErrn und dieser hat seinen Glauben nicht zu Schanden werden lassen.

Rhenius fährt dann fort: „Ich wollte schon schließen, aber noch ein Hinderniß sei erwähnt! Es ist der Parteigeist, in welchem und aus welchem derzeit in Indien so viel missionirt wird. Was für ein Schauspiel bieten christliche Prediger den Heiden dar! Der eine ist paulisch, der andere apollisch, wieder einer kephisch ꝛc. und nicht nur macht man diese Unterschiede, sondern führt sie so durch, daß die Leute glauben müssen, wir seien einer des andern Gegner!

Woher anders rührt das, als daß man noch weitere Meister denn Christum über sich setzt. Lassen wir denn ab von Menschen!" Aehnlich schreibt er nach Bombay: „Es freut mich, daß Indien sich mit Missionaren füllt, und daß die Westküste so reichlich versorgt wird. Der HErr gebe Gedeihen! Aber daß sie doch nur in Seinem Namen kommen, so wird Sein Segen nicht ausbleiben. Ich fürchte, zu viele kommen in andern Namen; doch darf ich nicht richten, der HErr kennt die Herzen!"

Als es sich endlich dazu anließ, aus Amerika Hilfsarbeiter für Tinneweli zu erhalten, wie Rhenius sie früher wiederholt von Deutschland erbeten und erwartet hatte,*) war sein Stündlein gekommen. Er hatte sich nie geschont, und schonte sich auch nicht in dem heißen Mai, der ihn doch zuletzt aufs Lager warf. Einen raschen Tod hatte er sich immer gewünscht, weil er nicht absah, wie er leben sollte, ohne zu arbeiten. Immer entschiedener drängte nun das Blut nach dem Kopf; keine Mittel wollten anschlagen. Er sagte sich wiederholt das Wort vor: Geduld, Geduld! und zuletzt auf Deutsch: „Wirds euch dann oft heiß, Denkt an Jesu Schweiß!" Ueberaus schnell, und doch sanft, daß mans kaum bemerkte, entschlief er am Abend des 5. Juni 1838.

Der Jammer unter den Gemeinden war groß. Weinend folgte mit den andern Missionaren auch Pettitt dem Sarge des vielgeschmähten Mannes; Tucker bot alsbald der Wittwe eine Pension an, welche

*) Hier mag erwähnt werden, daß als Indien 1833 den Missionaren aller Länder geöffnet wurde, die Basler Gesellschaft ihre ersten Arbeiter in die Nähe der Tinneweli-Brüder zu senden gedachte. Der selige Hebich und seine zwei Mitarbeiter reisten nach London mit dem Auftrag, sich im nordwestlichen Distrikte der Provinz niederzulassen, und dann sollten deutsche Handwerker, wie Rhenius sie für seine christlichen Dörfer ersehnte, nach und nach ins Feld eingeführt werden. Die kirchliche Gesellschaft war aber schon 1834 durchaus nicht dafür, daß deutsche Arbeiter die Hände der Tinneweli-Brüder stärken sollten, und rieth lieber ein ganz neues Feld, wie Kanara, zu besetzen. Der feurige Hebich dachte: „Laß sie rathen nach Belieben, sind wir einmal in Indien gelandet, so werden wir schon unsern Weg in Rhenius' Nähe zu finden wissen!" Dafür tadelte ihn aber der vorsichtige Inspektor Blumhardt unverholen und erklärte, der Rath der englischen Freunde müsse maßgebend sein. So kam es, daß die Basler-Arbeiter ein neues Sprachgebiet besetzten und die sonst unausbleibliche Verwicklung in die Wechselfälle der Tinneweli-Mission ihnen erspart blieb.

sie dankbar annahm. Die Wiedervereinigung der getrennten Theile der Mission war damit schon angebahnt, und sie folgte rascher als man erwarten konnte. Die 12—13,000 Christen der beiden Missionen fanden sich leicht in die neue Lage, während nur einzelne Häupter der Secession sich an die Nachbarmissionen der Londoner und Amerikaner anschlossen. Der ganze Plan des Gründers wurde durch das Einrücken neuer Missionare und die Theilung des Feldes in kleinere Distrikte nur weiter ausgeführt und vervollständigt; er hat sich auch fortwährend — unter allerhand Befehdung Seitens der Heiden — reichen Segens zu erfreuen gehabt.

Nachdem seit Rhenius Tode 30 Jahre verflossen sind, kann bedauert werden, daß der redliche Mann, so ganz auf eigene Faust, da sowohl seine Familie, als seine Mitarbeiter nur mitgezogen ihm folgten, sich in den aufreibenden ungleichen Kampf verwickeln ließ. Für die Tamilchristen aber war es denn doch ein sehr fruchtbarer Versuch; sie wurden in die tiefsten Gemüthsbewegungen ihrer Lehrer mit hineingezogen und auf etliche Jahre in eine Herzens- und Gewissensfrage getrieben, welche sie aus dem Schlendrian indischer Gewohnheit herausriß und zu selbständigen Urtheilen und Entschlüssen drängte. Da schadete es verhältnißmäßig nur wenig, wenn die Gemeineren unter den Missionsdienern sich des Vortheils freuten, der in der Eröffnung von „zwei Märkten" sich vor ihnen aufthat, oder die Fleischlichgesinnten sich, wie einst in Kastenzwiste, so nun in Parteikämpfe warfen. Eben solchen Nutzen hatten die Heiden von dem Schauspiel, das sich vor ihnen entwickelte: die religiöse Frage wurde allenthalben das Tagesgespräch; es war ja klar, daß bei all dem Rennen und Laufen zeitliche Absichten eine sehr untergeordnete Stelle einnahmen; — was bedeutete nur dieses Gehen und Wiederkehren des großen Lehrers? Was diese Einschränkung seines Haushalts, das Kampiren in schnell aufgeführten Erdwohnungen, der Uebergang der schönen (1826 aufgeführten) Kirche und des Seminars ꝛc. in andere Hände? Die Kirchlichen rühmten sich, mit dem König und den Machthabern gleichen Glauben zu haben; also hatte Rhenius mit diesen keinerlei Zusammenhang, und doch blieb er so fröhlich und getrost in seinem Sindupunturei, wenn auch von Europäern unbesucht und fast in die Acht erklärt! Gar vieles ereignete sich, was sie zwang, die Motive zu erforschen und zu ehren, aus welchen diese Wechsel entsprangen; und die Thatsache, daß nie mehr Heiden sich

zu christlichem Unterrichte meldeten als eben in den drei Jahren des Schismas, beweist zur Genüge, daß dasselbe nur für die Gedankenloseren unter ihnen ein Grund zum Triumphiren wurde.

Darnach dürfte Rhenius auch mit diesen viel angefochtenen Schritten, deren keiner doch ihm selbst zur Unehre gereicht, der Tinneweli-Mission einen wesentlichen Dienst gethan haben. Wenn auch seine nächste Absicht, eine freiere Kirche als die anglikanische zu gründen, nicht erreicht wurde, so hat doch Gott sein brünstiges tägliches Gebet, daß nur die Kirche Christi gefördert und die Ehre Gottes gemehrt werde, in Gnaden erhört. Was er so oft sagte: an mir liegt ja nichts! das würde er auch zu den vielen einseitigen Beurtheilungen sagen, denen er noch nach seinem Tode unterlag. Er war ein so selbstloser klarer Charakter, daß der Gedanke an eine Sectenstiftung nie bei ihm auftauchte; seine Lehre war auch so einfältig, daß von etwas wie eigenthümlichen Ansichten nie unter den Gemeinden die Rede wurde. Ein Handbuch der Glaubenslehre, das er für die Missionsdiener schrieb, mag farblos genannt werden, weil es nur einfachen Schriftinhalt in leicht faßlicher Form geben wollte; im Gedanken aber an dessen Bestimmung für eine erst entstehende Gemeinde scheint uns der Vorwurf eine wahre Empfehlung zu sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß Rhenius ein bedeutender Theolog oder sonstiger Gelehrter war. Practisch in Allem, was er angriff, hat er für manches Detail ein viel zu kurzes Auge gehabt; er hat die Bibel nicht wie Fabricius durchkrochen, sondern eher durchmarschirt; sein Gesangbüchlein enthält nur correcte, aller dichterischen Tiefe entbehrende Verse*); seine Tamil-Grammatik (Madras 1835), faßlich und förderlich für den Anfänger, läßt den logischen Gesichtspunkt viel zu sehr vorherrschen, als daß die schwierigeren Seiten des syntaktischen Sprachstoffs zu ihrem vollen Rechte kämen. Daher bedauern wir es nicht, daß er den zu wiederholten Malen ihm vorschwebenden Gedanken, in literarischer Wirksamkeit den Rest seiner Tage zu vollenden, nicht ausgeführt hat.

Rhenius war ein Offizier, dem es wohl anstand, im Kampfe

*) Mit Recht klagt Graul über die Verwässerung, die Rhenius über Lieder des sel. Fabricius verhängte. Es ist wirklich naiv, wie Rhenius kurz berichtet, daß er solche „verbessert habe". Dabei kommt ihm kein Gedanke, daß über dem Flüssigmachen der Sprache auch wesentlichere Dinge geopfert sein konnten.

zu sterben; ein geborener Herrscher, der immer den Blick auf's Ganze festhielt und die Empfänglichen zu großartigen Gedanken und Zielen aufweckte und begeisterte. Seine Gegenwart wirkte wie ein Zauber; wer schon erfahren hatte, was ein schlechtes Regiment besagen will, stellte sich mit wahrer Lust unter die Leitung seiner Augen. Noch steht er vor uns, ein kerzengerader Mann mittlerer Größe, stark gebaut, den mächtigen Kopf fest auf den starken Schultern tragend, mit der kecken Nase und den großen dunkeln, blitzenden Augen unter der hohen Stirne, die straffen schwarzen Haare schon ziemlich gebleicht. So tritt er jeden Morgen heraus aus seiner Kammer, gestärkt für die Last des Tages durch kindliches Gebet, um mit dem langen schwarzen Stab eine kurze Strecke durch den Garten zu schreiten, umjubelt von seinen Kindern. Briefe und Boten, die herzukommen, verweist er an ihre Plätze, um erst die englische Hausandacht mit hellem Gesang, mit Lesen und Katechisiren, mit Danken und Flehen zu halten, ehe er sich in die Geschäfte des Tages wirft. Alle Fenster und Thüren stehen offen um seinen Schreibtisch, von da und dorther kommen die Leute an ihn heran; irgendwie weiß er sie zu befriedigen und hat doch, so weit es immer möglich war, die strenge Tagesordnung eingehalten. Der Schreiber hat das zuletzt übersetzte Kapitel der Propheten abgeschrieben, der Secretär die befohlenen Briefe ausgefertigt; schnell werden sie vorgelesen und Rhenius unterzeichnet das Palmblatt mit dem Griffel. Um 1 Uhr wird gespeist; da sagen die Kinder auf, was sie gelernt haben, und von allen Sorgen des Tages merkt man dem Familienvater nichts an. Nach dem Essen werden die Thüren geschlossen; eine halbe Stunde lang ist alles still. Dann öffnen sie sich wieder und das Gesumme, das Erzählen und Fragen, auch Jammern und sich Ereifern geht wieder an, immer unterbrochen von der klaren, ruhigen Stimme des Führers, bis die Sonne sich neigt, und der gesattelte Pony vorgeführt wird, — etwa zum Ritt nach der Hauptstadt, um dort noch den Heiden eine Predigt zu thun; wo möglich aber ist er zurück, um den Abendgottesdienst für alle in Tamil zu halten, da denn dieser oder jener gerade anwesende Katechist eifrig nachkritzelt, um auch seiner Gemeinde was Neues aus Gottes Wort mit heim zu bringen. Und nach dem Thee sitzt der unermüdliche Mann wohl bis Mitternacht am Schreibtisch und übersetzt weiter an seiner geliebten Bibel. Anders freilich war der Sonntag, da alles weltliche

Treiben völlig verstummte; noch anders der Monatsanfang mit den versammelten Katechisten und Schullehrern, oder gar die Neujahrsfeier, zu deren Anfang eingeborne Dichter neue Lieder absangen in ungewohnten Weisen mit regelmäßig einfallendem Chor.

Unbeschreiblich war der Eindruck, als nun durch die ganze Provinz und durch Indien die Nachricht drang: Rhenius ist todt. Auch Feinde waren erschüttert und bekannten: wir werden seines Gleichen sobald nicht wieder sehen. Er steht keinem der früher erwähnten Missionare an Bedeutung nach; doch hat er bis jetzt bei Engländern gerechtere Würdigung gefunden als in seinem Vaterlande.*) Zwar in der Hitze des Kampfes haben die anglikanischen Gegner die Arbeit von Hough, Schmid, Winkler, Schaffter ꝛc. über alles Maaß zu erheben getrachtet; aber sobald das Schisma geheilt war, konnte man über die Bedeutung des Einen Rhenius an Ort und Stelle nicht mehr zwei Ansichten haben. Der hochkirchliche Caldwell, anerkannt als der erfahrenste und scharfblickendste der jetzigen Tamilmissionare, sagt geradezu: „Einen tüchtigeren, einsichtsvolleren, practischeren und eifrigeren Missionar als Rhenius hat Indien kaum je gesehen;“ und der sel. Bischof Cotton hat das des Weiteren ausgeführt (s. Miss. Mag. 1866, S. 198), indem er Rhenius durch all die lebenskräftigen und lebenweckenden Einrichtungen, die er in Tinneweli getroffen, den größten Sieg des Evangeliums in Indien herbeiführen läßt. Vielleicht steht zu hoffen, daß, nachdem die Gegner von Rhenius' kirchlichem System dem Todten solche Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, auch die Landsleute seinen Werth allmählich etwas besser erkennen lernen. Dazu möchten diese Blätter von der Hand eines dankbaren Schülers das Ihrige beitragen.

*) An diesem hat besonders der sel. Dr. Graul sein Möglichstes gethan, den großen Mann, der ihm einmal antipathisch war, zu verkleinern. Weiß er doch (Grauls Reise V, S. 246) von ihm keine guten Eigenschaften anzuführen, als die in den Worten enthalten sind: „Große Schaaren von Heiden drängten sich zur Kirche, in Folge nicht blos seiner tüchtigen Rednergabe, sondern auch seiner großen Freigebigkeit.“ Dergleichen mag mit demselben oder mehr Recht von Fabricius oder irgend einem andern redefertigen, geldverachtenden Missionar ausgesagt werden; Freigebigmachung wäre jedenfalls für Rhenius bezeichnender als Freigebigkeit. Als Rhenius eine Reformationsgeschichte geschrieben hatte, für deren Druck die Mittel fehlten, gaben die Katecheten ihre Ohrenringe dazu her u. s. w. Doch die besondere Willigkeit der Tinneweli-Gemeinden zu dankbarem Geben erkennt ja auch Graul an (Ev. luth. Miss. 1852, 371).

Arbeiter in der Tamil-Mission.

(Fortsetzung.)

Karl T. E. Rhenius.*)

Als in Halle die Lust zur Mission mehr und mehr auf die Neige gieng, fand Gott eine andere Bildungsstätte für Lehrer des Tamilvolkes. Ein böhmischer Weber, Jenjk, um des Glaubens willen nach Berlin vertrieben, sollte durch seine zwei Söhne, die aus Webern erst Schulmeister, dann Prediger wurden, ein großer Segen auch für fremde Länder werden. Der eine, Joh. Jänicke (1748—1827), hatte während der Zeit des dürrsten Unglaubens das Panier des Gekreuzigten in der Hauptstadt der deutschen Zeitbildung hoch einherzutragen, während sein jüngerer Bruder, Jos. Daniel Jänicke, über Halle den Weg in die Tamil-Mission fand und dort (1788—1800) in kurzer Arbeitszeit schöne Früchte ernten durfte. Der redliche John (in Indien 1771—1813) hatte damals durch Schulanstalten sich dem Zeitgeist etwas anbequemt; Jänicke dagegen suchte energischer einzugreifen und zunächst den Gemeinden in Tinneweli aufzuhelfen, die sonst dem Landprediger überlassen waren. Er durfte dort dreimal (1790, 1794, 1800) nachhaltig wirken; mit Wehmuth sah er, wie ganze Volksmassen sich hie und da um ihn drängten und ihn begleiteten, wenn er weiter gieng. „Es ist große Hoffnung," berichtete er, „daß das Christenthum einst im Tinneweli-Distrikt blühen wird." Das Dschangalfieber, das er sich daselbst geholt, raffte ihn vor der Zeit hinweg;

*) Memoir of C. T. E. Rhenius. By his son. London 1841. Histoire de la Mission de Tinnevelli par P. P. Schaffter. Bâle 1844. The Tinn. Mission, by G. Pettitt, 1851. Dazu eigene Erinnerungen, Briefe ꝛc.